Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 8

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Das alte Saus. Ob der Schlucht, der tanndunkeln, wasserdurchrauschten, steht's und so unbekümmert um jegliches schonende Erwägen von Steigungsprozenten der alte Weg aus der Tiefe immer drauflos den Hang hinaufstrebt: droben por dem alten Saus und Wirtschäftchen ist's, als ob er selbst eines Momentes ruhenden Verschnaufens pflegte, geschweige die Menschen, die hier des Pfades ziehn. Eines der ältesten Bauernhäuser ist's in weiter Runde, schlicht und bodenständig, altersschön und eigenkräftig wie edelstes Runstwerk, charaktervoll und ruhevoll lüpf' das Hütlein, hastender, wirrer Zeitgenosse und Stadtmensch! Was hast Du in Deinem Bereiche, das so naturhaft aus seinem Plat erwachsen wäre? Altvater= ländisch traulich sieht's Dich an mit seinen niedern Fensterreihen unter wuchtigem Giebel, das alte Haus; behaglich rect sich's in die Breite; tief gebräunt ist sein Gesicht, das liebe, gute, heimelige. Es hat Sonnenlicht in sich aufgesogen die unendliche Fülle, es ward von peitschenden Regengüssen bearbeitet, stund unter Tages= glanz und Sterngeflimmer, im Nebelgrau und in gleißender Winterweiße all die Jahre hin, über Kommen und Gehen der Geschlechter hinweg. Und es hat vornehme stille Alterserfahrung gewonnen hiebei. Fast, will mir scheinen, da wir im Abenddämmer in der niedern großen Wirtsstube sitzen und ein Schweigen liegt über uns wenigen Leuten, hat es zu lprechen gelernt, das uralte Haus. Dunkel dehnt sich draußen die Halde; am Himmel verfließt langsam das Tageslicht und die feurigsten Sterne erst kommen dagegen auf. Schwarz redt sich der Wald aus dem Tobel und den Forst haben wir noch greifbar im Haus. Denn im Gang draußen und die Treppen hinauf ruhen die be=

hauenen Stämme berb und unverkleidet aufeinander und fast wie erste alemannische Landeroberung, wie Uransiedlerstimmung mutet es uns an. Runde Bugenscheiben im obern Stock laffen ein fümmerliches, altversonnenes Licht durch; es gleitet matt über den Fußboden und an den Wänden hin und stirbt noch bevor es die Mitte des Raumes erreicht hat. Leere Stuben sind da droben und es geistert gewisser= maßen. Raunt es nicht dort in der Ede? Wird nicht gleich ein uraltes Weiblein, das eigentlich tot ist, aus dem schweren Dämmer hervortreten, uns verwundert aus greisen Augen beguden und auf ein= mal wieder im Dunkel verschwunden sein? Tappt da nicht der vor zweihundert Jahren gestorbene Bauer die Stiege herauf, schlurft über den Gang und wird ohne Laut ein= treten ins Gemach, mit dem Gennenfäppli auf dem urgrauen Haupt und im Futter= hemd? Verflog da nicht eben im Winkel hinter dem Kachelofen ein schwaches Räuchlein? Sitt nicht einer bort hinten im Dunkel? Ist nicht alles voller geheimem gewesenem Leben und lebt stärker denn wir, die Lebenden? Der Sterne draußen sind mehr geworden, dunkler ist die Halde, urschwarz der Wald. Ein altes Männlein schleicht müd' die Schlucht herauf und lehnt ausruhend eine Weile am Sag. Einer gudt hinaus: "Lang macht er's nicht mehr". Schweigen. Dann fommt die Lampe. Frisch und fröhlich, neugierig bliden die Augen des Buben und des Mädchens, die im Winkel zu Abend ge= geffen haben, zu uns herüber und fie ruden näher ans Licht. Schulbüchlein rücken auf und es neigen sich junge Säupter über die Blätter der Lehre.

Bajler Musikleben. Eine erstklassige Beranstaltung war der Sonaten-Abend (15. November) der Herren Professor Robert Hausmann aus Berlin und Robert Freund aus Zürich, die zwei Bioloncelssonaten von Brahms (E-moll, op. 38 und F-dur, op. 99), sowie von Beethoven die in C-dur (op. 102, Nr. 1) und die selten gehörten Bariationen (in Es-dur) über das Thema, "Bei Männern, welche Liebe fühlen" (aus der "Zaubersslöte") zum Bortrag brachten und das in beschämend geringer Zahl erschienene Publistum durch ihr vollendet fünstlerisches Zussammenspiel in helle Begeisterung verssetzen. Ein musikalisches Ereignis dieses prächtige Konzert!

Sonntag den 17. November fand die Reihe der Abonnements = Symphoniekon= zerte mit deren drittem ihre glanzvolle Fortsetzung. Eröffnet mit einem feurigen Bortrage der großen "Leonoren"=Duver= türe (der sogenannten dritten, obschon sie eigentlich die zweite ist) von Beethoven konzentrierte der ausgezeichnet verlaufene Konzertabend das Hauptinteresse auf die "heroische" dritte Symphonie (in C-dur) unseres Sans Suber. Das Werk ift, wie man dem Referenten mitteilte, por einer Reihe von Jahren bereits in Basel aufgeführt worden, allerdings nicht in der jetigen Gestalt; die wichtigste Underung, die nunmehr der Symphonie einige ihrer mächtigften Wirfungen sichert, ift die Sinzufügung der Orgelstimme. Die in großen Linien sich bewegende Tondichtung, die vielleicht zu dem Bedeutenosten gehört, das der Basler Meister der Welt geschenkt hat, stedt sich in ihren vier Sätzen, von denen die beiden mittleren wohl die Palme ver= dienen, die denkbar höchsten Ziele. Das gange Menschenleben und ringen, Tod, Gericht und Ewigkeit rühren in gewaltigen Klängen unser Berg. Herr Kapellmeister Sermann Suter hatte fich der Meifter= schöpfung seines einstigen Lehrers mit Begeisterung angenommen und brachte sie, dank der Vortrefflichkeit der ihm unter= stellten Schar, zu hinreißender Wiedergabe: war es da zu verwundern, wenn der Komponist wieder und wieder er= scheinen mußte, um dem nicht enden wollenden Beifall zu danken? Doch halt!

Die Phantasie läuft mit dem Referenten davon, der sich jum Geständnis der nüchternen Wahrheit bequemen muß, daß das an andern Orten überall mit mahrem Enthusiasmus aufgenommene Werk es in Basel nur zu einem knappen sogenannten Achtungserfolg brachte und damit aufs neue den alten Sat vom Propheten und seinem Baterlande bestätigte. Und doch weist der Schluß des Ganzen noch einen besonders fräftigen Impuls auf: mit den feierlichen Klängen der von Blech und Streichern unterstützten Orgel vereinigt sich eine einzelne Sopranstimme, um in ergreifenden, einfachen Sarmonien das "Sanctus" und "Hosanna" anzustimmen. Frau Marie Louise Debogis=Bohn aus Genf, welche diese Aufgabe übernommen hatte, verfügt über schöne Mittel, die sie in verständnisvollem Vortrag zur Geltung zu bringen weiß. Sie hatte vorher eine Arie und zwei Lieder mit Orchefter= begleitung gesungen; die beiden Lieder. ju Dichtungen von Stephan Bordefe ("Non credo") und Leconte de l'Isle ("Phidyle") geschrieben, gaben zwar den Romponisten J. M. Widor und henri Duparc Gelegenheit, ihre Instrumen= tierungsroutine zu zeigen, leiden aber an allzu weichlicher Sentimentalität.

Bon dieser gang freisprechen muß man das bei aller Gemütstiefe doch urfräftige Biolinkonzert in D-dur von Brahms. ein Werk, mit dessen Wahl der zweite Solist des Abends, Herr Konzertmeister Sans Rötscher, ebensowohl seinen ausgezeichneten Geschmad bewiesen hatte, als die ganz vorzügliche Ausführung der nicht nur mit den größten technischen Schwierig= feiten ausgestatteten, sondern auch ein vollgereiftes geistiges Erfassen verlangen= den Prinzipalstimme durch den genannten Künstler einmal recht eindringlich erkennen ließ, was das musikalische Leben Basels an ihm für eine ausgezeichnete Kraft besitt. Nicht unerwähnt darf übrigens bleiben, daß Herr Kötscher, dessen vollendetes Spiel, durch ein hervorragend schönes Instrument unterstützt, das Publikum zu einer Reihe Beifallstundgebungen hinriß, wie sie in folder Wärme für Basel fast unerhört find, sich anstatt der seinerzeit von Joachim gespielten Radenz eine eigene geschrieben hatte, die in ihrer stilgerechten Anpassung an den Geist der Brahmsschen Komposition eingehende Beachtung der Violin= virtuosen verdient: wer da bedenkt, wie= viel von letteren oft durch Sineinflidung völlig stilwidriger Kadenzen in die Meisterwerke gesündigt wird, wird dem Referenten gerne beistimmen, wenn er bem großen Lorbeerfranze, der dem ausübenden Künstler überreicht wurde, noch gerne ein schlichtes Kränzlein für den feinsinnigen bescheidenen Komponisten Kötscher beifügen möchte. G. H.

Burcher Mufitleben. Trogdem eingefleischte Schwarzseher soweit gegangen waren, für den Monat November mündlich und gedruckt eine Zahl von 32 Tonhalle= tonzerten vorauszusagen — wie sie diese Genüsse zeitlich placieren wollten, ist uns nach wie vor ein undurchdringliches Geheimnis — ist es infolge mehrfacher Verschiebungen bis jett noch glimpflich abgegangen. Nur von acht Konzerten weiß ich heute zu berichten. Den Reigen eröffnete am 12. November der "Gemischte Chor Zürich" mit Sector Berlioz' "L'enfance du Christ", geistliche "Trilogie und drei Abteilungen", wie auf dem Programm zu lesen stand. Charafteristische Berliozscher Kunft, das — nach seinem eigenen Bekenntnis leidenschaftliche Streben nach prägnan= testem musikalischem Ausdruck, innerlich wahrster Stimmungsmalerei, kommt auch hier wieder glänzend zur Erscheinung: ber fast durchweg idnllische Gegenstand des Berkes macht eine Anwendung drastischer Arastmittel nahezu unmöglich, aber innerhalb der hier allein zulässigen Sphäre idyllisch-pastoralen entfaltet Komponist eine solche Kraft und Fülle des Ausdrucks, einen solchen Reichtum der Stimmungsmalerei, daß wir uns in das Milieu dieser heiligen Kindheits= geschichte fast hineingezwungen fühlen. Um einheitlichsten und geschlossensten ist wohl der zuerst entstandene zweite Teil,

"Fuite en Egypte". Gleich die Ouverture dieses Teiles, die in stark archaisierender Gestalt die rastlose, angstvolle Flucht der heiligen Familie schildert, ist in ihrer Art ein Meisterwerk. Herrliche Stücke sind ferner das L'adieu des bergers à la Sainte Famille und Le repos de la Sainte Famille. Aus den übrigen beiden Teilen verdienen namentlich "Der nächtliche Marsch" und die "kabbalistischen Umzüge und Beschwörungen der Wahrsager" des ersten, sowie neben der ungemein anschaulichen Schilderung des ängstlichen Einzuges der Flüchtigen in die ägnptische Stadt Sais, das eigenartige Trio der Ismaëliten — Harfe und zwei Flöten — sowie vor allem der wunderbar ichone a capella-Schlufchor besondere Erwähnung. Die - französische — Aufführung unter Volkmar Andreaes Leitung war sorgfältig vorbereitet und wohl gelungen. Neben dem ausgezeichneten Bassisten Louis Fröhlich aus Paris wußten sich unsere einheimischen Künstler, die Herren Robert Raufmann (Tenor) und Rudolf Jung (Bag), sowie Frl. Adele Bloch (Sopran) durchaus ehren= voll zu behaupten.

Um zunächst die musikalischen Großtaten zu erledigen, wenden wir uns dem vierten Abonnementskonzert vom 19. Nov. au, das ebenfalls ausschlieklich französischen Komponisten gewidmet war. Neben César Franks tief angelegter, um nicht zu sagen grüblerisch ernster D-moll=Symphonie bekamen wir vom Orchester zwei durch= aus programmatische Werke, Berliog' Behmrichter-Duvertüre und das Scherzo "L'apprenti sorcier" — nach Goethe — von Paul Dukas, zu hören. Wenn die Ouverture neben der schon hier unver= kennbaren Größe ihres Schöpfers doch auch zugleich wieder die prinzipielle Unzuläng= lichkeit der Programmatik beweist, so zeigt der Dukassche Zauberlehrling wie modernste Instrumentationskunst unter der Herrschaft genialen Wiges auch aus dem Boden der programmatischen Richtung ein glänzendes und fesselndes Runstwerk erblühen lassen kann. Stud ift gewiß kaum imstande, alle Einzelheiten des Goetheschen Gedichtes getreulich ju illustrieren, aber der Kern, die Charafteristit ist meisterlich und mit un= bezwinglichem humor getroffen. - In der Solistin Frl. Carlotta Stubenrauch aus Paris lernten wir eine genial bean= lagte, noch sehr jugendliche Violinistin ken= nen; ihr Vortrag des entzudenden Violinfonzertes in A-dur op. 10 von Saint= Saëns, sowie zweier weiterer Solostude von G. Fauré und dem genannten stellt sie ohne Frage in die Reihe der hervor= ragendsten Künstler ihres Instrumentes. über die folgenden Konzerte mussen wir uns kurz fassen. Am 13. und 16. November trug Professor Robert Sausmann aus Berlin, der Quartettgenosse Joachims, Verein mit Robert Freund Beethovens sämtliche Cello-Sonaten und Bariationen vor. Es gibt heute ohne Frage Cellisten, die Hausmann in der virtuosen Behandlung ihres Instrumentes, speziell nach der Seite der Klang= schönheit über sind, was aber den hervor= ragenden Wert seines Vortrages ausmacht ist die absolute geistige Erfassung und Beherrschung des Stoffes, die seinem Spiel eine unvergleichliche Intimität verleiht. Daß er auch speziell in dieser Richtung an Robert Freund einen hervorragenden Partner gefunden hatte, bedarf faum der Erwähnung.

Bollste Anerkennung verdiente der Sonatenabend der Herren Joseph Klein (Bioline) und Dr. Frit Prelinger (Klavier) aus Schaffhausen, die sich in Brahms' Sonate op. 78, Richard Strauk' Sonate op. 18 und Regers Suite im alten Stil op. 93 als gewissen= hafte und feinsinnige Künstler erwiesen. Einen schönen Verlauf nahm das Lieder= konzert des Männerchors Zürich (Direktor Bolkmar Andreae); namentlich wußten die Chöre "Lieblich hat sich gesellet" von B. Andreae, "Bom Scheiden" (A. Hold) und "Ländler des Berliebten" (Bierbaum) von Thuille unser volles Interesse zu erweden. Als Solistin führte sich Frau Mathilde Wiegand aus Genf (Alt) mit deutschen, italienischen und französischen

Gefängen durchaus vorteilhaft ein. — Nur erwähnt seien die gelungene Kammersmusikaufführung von Marziano Perosi, am 22. November (eigene Kompositionen u. a.) und, um auch den Humor nicht zu vergessen, das unbeschreibliche Konzert der Frau Reichsgräfin v. Schmettow, "noch einzig lebenden Schülerin von Liszt, Klaviersvirtuosin und Komponistin".

Berner Mufitleben. II. Abonne= ments=Ronzert. Das diesmalige Saupt= werk bildete die Symphonie in E-moll von Anton Dvoraf: "Aus der neuen Welt". Der Titel scheint auf das Gebiet der Programmusit zu verweisen, mährend in Wirklichkeit Dvorat von einer Schilderung äußerer Borgange ganglich absieht und nur Stimmungen, Gefühle, die durch Gindrude aus der neuen Welt veranlagt fein mögen, schildert. Aber wie schildert Dvorat! Man wird unter den Modernen nicht leicht einen zweiten finden, der es so wie er versteht, ein Werk mit einer solch intensiven Leuchtfraft und Farbenpracht zu schmüden, wie man es gerade in dieser Symphonie findet. Und welch reiche Erfindungsgabe benützt dann Dvorak, wie schlicht und durchsichtig ist doch bei aller interessanten und verzweigten Kombination seine Musik gesett. In gang besonderem Make zeigen die beiden ersten Sätze diese Borzüge Dvoraks, während die beiden letten Teile nicht gang frei sind von pathetischer Phrase. Gespielt wurde das Werk unter Leitung von Herrn Dr. Munginger in ganz vorzüglicher Weise, das Orchester scheint sich darauf zu besinnen, daß ein ausgeglichener Aktordklang und feinste dynamische Schattierung eben heutzutage für jede künstlerisch organisierte Kapelle conditio sine qua non sind, Eigenschaften, die nicht nur zu äußerem Effekte dienen, sondern aus dem Wesen der Werke heraus verlangt werden müssen. Noch ein Schritt weiter, und auch unsere Blechbläser werden durch bessere Ton- und Atembehandlung weicher und reiner spielen können. Daß diese Qualitäten nicht nur bei den moder= nen Komponisten nötig sind, bewies die Begleitung zur Bachschen Arie, die fo farblos und unschön gespielt wurde, daß auch der Gesang darunter litt. Auch Elsgars Serenade für Streicher hätte bei mehr Poesie der Ausführung gewonnen, wenn auch das Werf selbst seinen Autor nicht gerade an eine vordere fünstlerische Stelle weist. Die Ouvertüre: "Im Frühsling" von Goldmark hätte wohl R. Wagner neues Waterial zum "Judentum in der Musit" geliefert. Ein unentwirrbares Durcheinander von Ideen, ein orchestrales Chaos — das soll den Frühling malen!

Die Solistin des Abends Frau Stronck-Rappel gilt als eine große Oratorien= sängerin, und da, wo musikalisches Können und Ausgiebigkeit der Stimme in erste Linie ruden, mag dieses Urteil zutreffen. Wenn aber ein direkter Kontakt zwischen Künftler und Publikum zustande kommen soll, wie bei Liedervorträgen, da gehört zu den genannten Vorzügen noch der weitere einer ganz losen, hochsitzenden Stimme, die allein den Vortrag zu beleben vermag. Trot einiger entzückender Ropftone im piano klang Frau Stronds Stimme doch oft sehr gepreßt und dadurch ausdruckslos. Am besten gelang ihr der Bortrag der "Bision" von R. Strauß und einige Teile der Bachichen Arie: "Wie lieblich klingt es". Herr Brun begleitete wieder sehr hübsch.

Symphonie = Ronzert. Das Jugendwerk, das Herr Brun in diesem Konzert dem Berner Publikum vorführte, eine Symphonie in H-moll, enthält manche Borzüge, die vom Publikum dankbar anerkannt wurden. Herr Cousin spielte die Symphonie espagnole für Violine mit Orchesterbegleitung, und Fräulein Gobat deigte ihre treffliche Kunst in dem Konzert in Es-dur für Klavier und Orchester von List. Stark getrübt wurde allerdings der Genuß dieser beiden Stüde durch die geringe übereinstimmung von Soloinstrument und Orchester. E. H—n.

Berner Theater. Stadttheater. Oper. Die Aufführung des "Maskenball" von Berdi litt unter bedenklichen Schwankungen im Orchester. Herr Balta allein hob mit seiner prächtigen Stimme und einer sich

stets steigernden Interpretationskunst die Aufführung zu einiger Höhe.

Die Walküre von R. Wagner. Dank den tresslichen Leistungen von Frl. Englerth (Brunhilde) und Herrn Balta (Siegmund) vermochte dieser erste Tag des Nibelungenliedes einen guten Eindruck zu hinterlassen. Besonders der erste Akt bot in musikalischer Hinsicht Bedeutendes. Fräulein Lewinski war eine überraschend gute Sieglinde, die in Ton und Spiel Bertrautheit mit dem Wagnerstil bewies. Das Orchester bewältigte unter Herrn Collins Leitung seinen Part bedeutend besser als in Rheingold, die Regie wäre mit ihren "Wagnerverbesserungen" um so mehr zu tadeln.

Die luftige Witme. Operette von Fr. Lehar. In der "Zeit" hat Lehar fürzlich von seinem inneren Werdegang erzählt. Nach verschiedenen Mißerfolgen auf dem Gebiete der Operettenkomposition ist ihm dann mit der "lustigen Witwe" der große Wurf gelungen. Lehar schreibt den großen Erfolg, den diese Operette überall davontrug, hauptsächlich der ausgedehnten Berwendung spezifisch wienerischer Elemente zu, wie ja überhaupt seiner Ansicht nach die Ausgestaltung der französischen Operette Wien zu verdanken ist. Lehar findet fich nun berufen, die Entwicklung der Operette wieder um einen Schritt weiter zu führen, und dieser Schritt machte dann die Operette gur komischen Oper. Läßt sich mit Lehar über die Richtigkeit seiner Anschauung an und für sich streiten, so ist ja unverkennbar, daß sich in der lustigen Witwe einige wenige Ansätze zur komischen Oper finden lassen, daß aber im ganzen ge= nommen dieses Werk Lehars als ein Typus des Operettenstils zu betrachten ist. Die Aufführung, die vor einem selbstverständlich ausverkauften Hause stattfand, war eine sehr gelungene. An Regie und Orchester E. H-n. war nichts auszusetzen.

— Schauspiel. Bielleicht blüht uns serer Stadt nächstens wieder ein Theaters standälchen. Borspiel: Der Direktor erbat sich vom Berwaltungsrat die Sanktion zivilrechtlichen Borgehens gegen einen

Rritifer, der ihm Bevorzugung gewiffer Mitglieder der Bühne und nicht allein fünstlerische Rücksichten bei der Rollen= besetzung vorwarf. Leider glaubte man diese Beobachtung ungünstiger Rollen= verteilung auch bei der Aufführung von ..Wallensteins Tod" bestätigt. — Außer dem Schlußstud der Trilogie (und, wenn ich mich recht erinnere, denen "von Soch= sattel") brachte das Schauspiel der letten vierzehn Tage nichts neues. Das ist zu wenig für Absicht und Einrichtung unseres Theaterbetriebs. Ich gehe weder auf das eine, noch das andere Stud hier näher ein. "Wallensteins Tod" als Pflicht= und Repertoirestück eines braven Theaters braucht an dieser Stelle keine besondere Würdigung. Zudem war seine Aufführung wenig ruhmreich; sie schien, ohne daß wir den guten Willen der Schauspieler bezweifeln wollten, ein bigchen dem Samstag= abend angepaßt, wo man dem Volk Schiller und bergl. ju ermäßigten Preisen versprochen hat. - Das andere Stud tenne ich nicht und wünsche nicht, es fennen zu lernen. Der Berner Theaterreferent ver= nimmt neidisch aus jedem Zürcher Bericht von neuen Taten der dortigen Bühne. Soll er denn nie wieder Gelegenheit be= tommen, von interessanten Dingen zu reden, die von der Berner Bühne aus= gehend, den schweizerischen Lesern bekannt gemacht zu werden verdienen? R. K.

- Intimes Theater. Die ver= funtene Glode von Sauptmann. Gastspiel von Fräulein Conrad vom Stadttheater in Straßburg. Die lite= rarischen Abende des Intimen Theaters scheinen an Zugkraft zu gewinnen. "Vor Sonnenaufgang", das stark naturalistische Jugenddrama Hauptmanns erlebte sieben glänzend besuchte Aufführungen; das für die Bühne fast zu feine Sittenstüd "Frau Barrens Gewerbe" des genialen Bernard Shaw steht mit drei Aufführungen sehr ehrenhaft da, und "Die versunkene Glocke" endlich hat womöglich einen noch größern Erfolg sich errungen. — Die Künstler= tragodie vom Glodengießer Beinrich ist die Befreiungstat von der Mißstimmung,

in die Sauptmann durch die Ablehnung seines "Florian Geger" geraten war. Das Sauptmotiv ist ähnlich wie in "Einsame Menschen" der Konflikt des strebenden Geistes zwischen Alltag und Ideal, der Zusammenstoß des seiner Zeit voraneilenden Künstlers mit der langsamer schreiten= den Umgebung. Heinrich ist, wie Johannes Boderat, der Typus der maglosen und zugleich willensschwachen Künftlernatur, und wie dieser geht er zugrunde, weil er wohl die Absicht, nicht aber die Kraft hat, sich jenseits von gut und bose zu stellen! So steht seine Persönlichkeit in schwankenden Umrissen da; recht schablonenhaft wirken die übrigen menschlichen Geftalten des Stückes, während dagegen die Elementargeister, die Märchengestalten Rautendelein, Waldschratt und Nickelmann herrliche Schöpfungen find, voll von urfräftigem Leben. — Die Inszenierung des Studes zeugte von dem hohen fünst= lerischen Ernst, mit dem Herr Direktor Fischer arbeitet. Das Rautendelein der Fräulein Margarete Conrad vom Stadt= theater in Strafburg (früher eines der beliebtesten Mitglieder unseres Stadt= theaters) ist eine glänzende schauspielerische Leistung. Umwoben vom Zauber echter Märchenpoesie schwebt ihre liebliche Gestalt im ersten Aft dahin; als liebendes Weib dann läßt sie alle Lust und alles Weh der Liebe miterleben und als des Wassermannes unglückliche Braut ergreift sie bis ins Innerste hinein das Herz durch ihrer Klageworte tiefschmerzliche Berzweiflung. — Große, echte Kunft! Das war der Eindruck, den dies Rautendelein auf mich gemacht. F.R.

Jürcher Stadttheater. Oper. Diessmal ist als Novität von einer italienischen Oper zu berichten. Das 1903 in Mailand zum ersten Male gegebene, voriges Jahr auch an manchen deutschen Bühnen mit Erfolg aufgeführte "Musitdrama" "Sibisten" des 1867 in Foggia in Apulien geborenen Komponisten Umberto Giorsdano, der außerdem vor allem durch seinen "Andrea Chénier" (1896) bekannt ist, hat nun auch in Zürich seinen Einzug

gehalten. Es wecte hier einen lärmenden, aber keineswegs tiefgehenden Beifall; selbst das demonstrativ anhaltende Klatschen der italienischen Kolonie, die es sich nicht versagen kann, bei jedem neuen Werke eines Landsmannes die Claque zu machen, war verhältnismäßig ziemlich gemäßigt. Das Werk hat damit durchaus die Aufnahme gefunden, die es verdiente. Das wirkungsvollste an ihm ist das Milieu. heißblütigen Spanierinnen Sizilianerinnen, mit denen die Erfolge von "Carmen" und "Cavalleria" die Opernbühne bevölkerten, haben sich nachgerade abgenutt und es war ein glücklicher Griff, uns einmal nach Rugland und unter die sibirischen Sträflinge zu führen: Dieser neue, frembartige und doch moderne Schauplat hat die Oper gerettet. Denn an sich ist die Handlung von der Buhlerin Stephana, die von einer reinen Liebe ergriffen, ihrem Geliebten in die sibirischen Minen folgt, sich dort für ihn opfert und sich dadurch "entsühnt", so banal und ab= gespielt wie möglich und der Dichter Illica (derselbe der Puccinis Texte verfaßt) hat den szenischen Aufbau nicht einmal immer fehr geschickt besorgt. Aber rührsam ift, was wir in der Oper auf der Bühne vor= geführt bekommen, ist besonders der für die Handlung durchaus unnötige zweite Aft, der auf der Grenze zwischen Rußland und Sibirien spielt. Wir sehen die Ge= fangenentransporte ankommen, sehen, wie Familien von den Grenzsoldaten mit roher Sand auseinandergerissen und Gefangene brutal mit den Gewehrkolben in den Rücken gepufft werden. Man sieht, Illica macht mit ziemlich groben Mitteln Rührung und der Eindruck dieser und ähnlicher Szenen war denn auch für unser Gefühl mehr peinlich als ergreifend.

Ganz ähnlich angelegt ist die Musit. Auch sie arbeitet mit starken Akzenten und ist nicht wählerisch, wenn sie einen Effekt erzielen will. Giordano ist kein Puccini. Er kommt ihm weder an Feinheit noch gar an Originalität gleich; seine lyrischen Partien haben nichts von dem zarten Dust, der über manchen Szenen der "Bohème" oder der "Madame Butterfly" liegt. Er ist feine start ausgeprägte Bersönlichkeit, selbst wenn wir von den deutlichen Reminiszenzen an Berdi, Bizet und manche andere absehen. Doch macht immerhin die Musik den Eindruck des Echten, un= mittelbar Empfundenen, insofern als ber Komponist wenigstens frisch herausschreibt und sich nichts Fremdes anquält. In der Form ift Giordano ebenfalls Etlettifer. Obwohl geschlossene Nummern natürlich nicht vorkommen, so sucht er doch manche Szenen auch musikalisch abzurunden und legt an einzelnen Stellen den Sängern eigentliche Kantilenen in den Mund. Er verschmäht dabei sogar alte verrufene Abschlüsse nicht, erlaubt sich etwa auch einmal zwei Stimmen miteinander erklingen zu lassen. Die Ori= ginalität des Milieus ist übrigens auch der Musik zustatten gekommen; russische Bolksweisen, darunter sogar die alte "Schöne Minka" sind auf nicht ungeschickte Weise eingeflochten. Wenn sie nur einen bessern Kontrast zu den übrigen Teilen der Oper bildeten! Leider heben sich aber slavische Melodien von melancholischer Musik recht wenig ab. Der Text leidet überhaupt an dem Fehler, daß er musikalisch zu wenig Abwechslung bietet. Die Opernmusik vor allem lebt vom Kontraste. Ich weiß nicht, ob es wahr ift, daß Giordano die Oper auf den Wunsch einer ruffischen Großfürstin geschrieben habe, die gerne die sibirischen Zustände einmal behandelt gesehen hätte. Sat er wirklich die Anregung zu seinem Werke auf diese Weise empfangen, so wäre es jedenfalls leichter zu erklären, daß er einen so triften und monotonen Text gewählt hat. Bu so viel übermenschlichem heroismus und zu so viel Elend wie in "Sibirien" gehört eine tüchtige Dosis Laster; sonst ist der Eindruck des Stückes zu qualend für das Bublifum und es geht dem Werke wie dem "Sibirien", von dem wir fehr fürchten, es werde sich trot der vortrefflichen Aufführung, bei der alle Mitwirkenden ihr Bestes einsetzten, nicht lange auf dem Repertoire halten.

- Ein französisches Lustspiel, das am Gymnase in Paris mehr als dreihundert Abende lang das Saus füllte, Mademoiselle Josette - ma femme ber herren Gavault und Charvan erwies sich auch am Pfauentheater als ein an= genehmes Zugstüd. Und man darf sagen: auch vom literarischen, nicht bloß vom Unterhaltungsstandpunkt aus mit Recht. In dieser Komödie geht ein Pariser Lebe= mann, um seinem Patenkind, der kleinen hübschen Josette, das Heiraten vor dem 18. Jahre zu ermöglichen, weil hieran eine beträchtliche Tanten-Erbschaft hängt, eine Scheinehe mit ihr ein, die sofort ge= löst werden soll, sobald der von Josette in Aussicht genommene rechte Freier, ber nur aus Geschäftsgründen seine Seirat hat verschieben muffen, zurückgekehrt ift. Run kommt aber alles anders: Der gute Bate, der Josette trotz seinen vierzig Jahren liebt, empfindet diese Scheinehe als eine wahre Söllentortur, und Josette entdedt in sich eine immer herzlichere Sympathie für ihren Pseudo-Gatten und schlieklich fommt's dann eben, wie's fommen muß, wenn soviel Zündstoff bereit liegt: er geht an; aus der Scheinehe wird eine wirkliche Che. Was nun aber mit dem Freier anfangen, dem sich Josette fest versprochen hat? Da hilft ein freundlicher Zufall: auf der Reise hat dieser junge Mann, ein Engländer, um sich aus gefährlicher Lage zu retten, die Tochter eines exotischen Würden= trägers heiraten müssen. Um so froher ist er jett, als er erfährt, Josette entsage mit Bergnügen und aus völlig zureichen= den Gründen ihren Ansprüchen auf seine Sand.

Die Prämissen sind, wie man sieht, von unleugbarer Unwahrscheinlichkeit; aber wie zierlich und gewandt dann das von Gewagtheit wahrlich nicht freie, für einen französischen Autor daher um so lockendere Thema abgewandelt wird, das macht die Liebenswürdigkeit und den Reiz dieser Komödie aus. Auch sehr entschiedene Recksheiten arten nirgends ins trivial Ordinäre aus, sie behalten eine gewisse ehrliche, frische Natürsichkeit, die der Pikanterie

den Giftzahn ausbricht. Es bedarf wohl feiner besondern Versicherung, daß die Rolle der Josette ein wahrer Königs= bissen ist für die Schauspielkunft. Eine natürliche, bestrickende, alles annehmbar machende Grazie ist erste Bedingung, dazu ein sicherer Tatt, der auf den Zehenspigen Pfügen zu umgehen oder leichtfüßig da= rüber zu hüpfen versteht, und dann die Runft der leichten, leisen Andeutung, die allein das Berhandeln über gewisse Dinge erträglich macht. Unsere Bühne hat in Frl. Terwin eine Schauspielerin, die diese Erfordernisse in erfreulicher Dosis besitt, und so ging von der Aufführung ein Charme aus, dem sich auch diejenigen willig unterwarfen, welchen die Situationen hin und wieder ein leises Unbehagen verursachten.

Ebenfalls auf der Pfauentheaterbühne brachte unser Stadttheater die drei Ein= after von Felig Salten "Bom andern Ufer" heraus. Sie haben erst fürzlich in Berlin ihre Premiere erlebt, sind also sehr rasch nach Zürich weitergewandert. Gezündet haben sie freilich bei uns nicht sonderlich, und das lag nicht an der Wiedergabe, die recht tüchtig war, da sie unsere besten Schauspielkräfte ins Feuer führte. Salten konstruiert mehr "Fälle", als daß er Menschen gestaltet, und sucht mehr durch Worte als durch innere Wahrscheinlichkeit zu überzeugen. Wenigstens in den zwei ersten Einaktern "Der Graf" und "Der Ernst des Lebens". Der Graf ist in Wirklichkeit keiner und wird in dem Augenblick entlarvt, als er im vollen Cheglück mit einer veritablen jungen Gräfin schwimmt. Er wird im Zuchthaus für seinen falschen Zivilstand büßen. Von diesem andern Ufer des Lebens aus, zu dem er mit Hilfe der Polizei jetzt über= setzen wird, blidt er zurück auf das kunst= volle Gebäude, das er aus seiner Existenz hat machen wollen und zum Teil wirklich gemacht hat: aus eigener Kraft und In= telligenz ist er aus einem Kellner ein reicher Mann und Besitzer einer Gräfin geworden. Und nun rechnet er den adeligen Berwandten (inkl. seine Frau) vor, wie

töricht es von ihnen ist, ihn jest einfach deswegen fallen zu lassen und zu verachten, weil ihm der volle Adelsausweis fehlt, während er doch in seinem Fühlen und Streben seiner immanenten aristo= kratischen Natur durchaus keine Unehre gemacht habe. Und seine Gattin wenigstens, die ihn aus Liebe geheiratet hat, über= zeugt er, leider überzeugt er, resp. Salten. den Sorer weit weniger; denn im Grunde zeugt nichts mehr gegen des Mannes ade= liges Wesen, als daß er zu dessen Geltend= machung sich falscher Papiere bedient hat. Im "Ernst des Lebens" sehen wir einen vom Tod gezeichneten Rückenmärker, dem der Arzt, sein Verwandter, erst in brutaler Weise sagt, wie es mit ihm steht, um ihm dann salbungsvoll eine mutige Haltung zu predigen. Da nimmt der Kranke den Arzt vor seinen Revolver, stellt ihn also auch ans andere Ufer und erreicht damit das klägliche Fazit, daß der plebejische Prediger der moralischen Haltung por Todesangst ohnmächtig wird. Ergo: Sei tein Moralhuber! Der Tod ist ein grauiamer Entlarver falicher Allüren.

Und nun kommt die Komödie und da= mit das, was Salten entschieden besser gelingt. "Auferstehung" heißt dieser dritte Einakter. Ein famoser Lustspielstoff. Ein angesichts des scheinbar sichern Todes sentimental werdender Herr heiratet noch rasch sein einstiges Verhältnis, um auf leinem Sterbebette wenigstens das schöne Bewußtsein zu haben, von Menschen — denn es ist auch ein Kind da — um= geben zu sein, die ihn lieben und mahr= haftig zu ihm gehören. Und dieser brave Rerl stirbt nicht, und er hat nun das Ver= gnügen, zu entdeden, daß jene rasch ihm angetraute Frau und das zu seinem rechten Vater nachträglich gelangte Kind ihm im Laufe der langen Jahre, während deren er sich nicht um sie gefümmert hat, vollständig entglitten sind und sich bei ihm todunglücklich fühlen. Die Frau ist indwischen zu einem neuen Freund übergegangen und das Kind hängt diesem als seinem Bater herzlich an. Wie nun dieser glückliche Nachfolger vollends auf der Bild=

fläche erscheint und dem unüberdacht genesenen Shemann Sottisen machte, entschließt sich der von den Toten Auferstandene, großmütig das Feld zu räumen:
für Frau und Kind wird er ein Toter
sein und bleiben, und sie sollen ihr schön
Stück Geld erben; mit seinem übrigen
Mammon aber will er anderswo vergnügt
weiterleben.

Wie Salten diesen Stoff zusammensgedrängt, nach rückwärts aufgehellt, nach vorwärts in Gang gebracht hat, das ist von einer rühmenswerten Geschicklichkeit. Das Lustigste ist, wie man dem Helden des Stückes immer wieder klar macht, daß er eigentlich höchst undelikat gehandelt habe, indem er wieder gesund geworden ist, anstatt zu sterben. Das ist echte Kosmödie.

St. Gallen. Wir hatten legthin bei Anlaß einer st. gallischen Sekundarlehrer= fonferenz in dem großen fürstenländischen Dorf Cogau Gelegenheit, einer Borführung rhythmischer Gymnastik im Jaques = Dalcrozes, des Sinne feinen Genfer Musikers, beizuwohnen. Die Mädchenturnklasse der Gogauer Sekundarschule, geleitet von ihrem Lehrer Sebastian Rüst, in ihrem ganzen Bestand aufmarschierend, nicht etwa auf Effekt "verlesen" ober erganzt, zeigte, wie's gemeint ist und was sich ergibt. Und wir alle, ein Saal voll, sagen im Bann dieses schönen, feinsinnigen, kraftvoll-harmonischen neuen Turnwesens, ein wenig wohl unter dem Eindruck, die Lehrleute, die musikalisch= naturhaft ausgerüstet wären, diesen Faden in originärer Güte zu spinnen, möchten vorläusig dunn verstreut sein, aber viel stärker unter dem Gefühl: so überlegen ist die Sache, daß sie, einmal erkannt, nicht mehr draußen stehen gelassen werden darf. Also: Herein, herein, allerorten! An schlichten Dorfmädchen ward's gezeigt, was dieses musikalischen Turnens blühende Seele ist: wie es überraschende Ausdrucks= gewalt aus einfachen Bewegungen heraus= holt: wie es mit seinen, dem Leben des Tattes sich anschmiegenden, ihn frei um= flechtenden Motiven der Körperverfügung

einen fröhlichen Genuß der individuellen Aufmerksamkeit und Treffsicherheit sich schafft: wie es mit seiner Betonung eines starken Elementes improvisatorischer Aufforderung den bloken Drill verwirft; wie es mit allem Kraftanspruch innert der Anmut bleiben will. Das Schulwesen, unter ber Last des Alltags= und Massenbetriebs ver= mag ja freilich teines seiner Güter und teine seiner Absichten mit durchgängiger Sicherheit der Mechanisierung und Denaturierung zu entheben. Aber wir meinen doch, in dieser rhythmischen Gymnastik nach Jaques= Dalcroze liege eine elementare Deutlichkeit der Hinlenkung auf das Bessere, der Berweisung von der Dressur auf die Eigen= regung, von dem tomplizierten Schaugebilde auf die ästhetische und hygienische Fruchtbarkeit der einfachsten Bewegung. Es ist mit dieser Reformgymnastik und ihrem musikalischen Untergrund "zu den Quellen gestiegen" und auch altvertraute übungen des Turnens haben in dieser Berbindung stärkeres inneres Leben, natür= lichere Art, entschiedenere Sarmonie gewonnen. Dürfen wir hoffen, daß, mas dem Turnen gewonnen wird, auch im Musikalischen einwirke, als bleibender Gewinn an Freude am ichlichten Motiv?

über die Aeufnung und Berwaltung der Runftsammlung im Museum St. Gallen im Jahre 1906/07 hat ber Präsident des Kunstvereins. Dr. Ulrich Diem, Bericht erstattet. Er betont die in den getroffenen Anschaffungen waltende Tendenz der Toleranz, die Absicht, den Besitz der Sammlung an charafteristischen Werten aus den verschiedenen Richtungen der zeitgenössischen und besonders der schweizer. Kunft zu erweitern, auch die ab= seits von der Seerstraße Wandelnden zum Worte kommen zu lassen. Erworben wurden Werke von Richard Schaupp, Giovanni Giacometti, W. Meier, Carl Braegger +; geschenkt wurden Aquarelle des am 6. Feb. 1907 gestorbenen Architekten Emil Refler (von 1901 bis zu seinem Tode Konservator der Sammlung), ein Ölgemälde von Karl Hasch, drei Ölstudien des jung gestorbenen St. Galler Malers Otto Weniger, eine

Ölstudie 3. G. Steffans. Drei Deposita der Eidgenossenschaft (Bilder von Ih. Delachaux in Interlaken. B. Tobler in München, E. Würtenberger in Burich bilden eine weitere Bereicherung des St. Galler Runftmuseums. Ein beträchtlicher Teil des Bilderbesites des Kunftvereins ist wegen Raumbeschränfung im Museum vorläufig im st. gallischen Regierungsgebäude, im städtischen Rathaus. im Burgerheim und Burgerspital ufm. als Wandschmud untergebracht. Durch die Wechsel-Ausstellungen, welche der Kunst= verein im Berichtsjahre 1906/1907 veran= staltete, hat er den Runstfreunden ber Stadt über achthundert Werke von 280 Künstlern zugänglich gemacht! Es wurden Berkäufe in der Summe von rund 22,000 Fr. erzielt. Im Plane steht eine Reufichtung und Ordnung der Aupferstichund Handschriftensammlung des Vereins. Das St. Galler Kunstmuseum zielbewußt und liebevoll als würdige, bleibende Stätte für die heimatliche Kunst auszubauen: das bezeichnet der Bericht als erste Pflicht der Leitung des Museums. In der Wahl fremder Werke wolle man sich auf wenige, aber dafür um so prägnantere, wegweisende Arbeiten beschränken. Dieser Grundsat ist sicher aut.

- Am 22. November beging das St. Galler Stadttheater die Feter seines 50 jährigen Bestandes. Mozarts "Don Juan", mit welchem am 5. November 1857 das Theater unter der Leitung von Direktor Seller eröffnet wurde, ward auch zu dieser Erinnerungs= feier gegeben. Der gegenwärtige Prafident des Theaterkomitees, Erziehungsrat Hermann Scherrer, entrollte in einer Festrede die Geschichte unserer städtischen Bühne im genannten Zeitraum. Bon 1805 bis zur Erstellung bes noch heute in Benützung stehenden Theatergebäudes war in dem Raume gespielt worden, der dem letten Fürstabte von St. Gallen als Rutichenremise gedient hatte; frühere Aufführungen hatten im "hirschen" zu St. Fiden, dem damaligen Rathaus der st. gallischen alten Landschaft, stattgefunden. In einer noch

weiter zurüdliegenden Epoche gab man im Kornhaus und auf der Mete in St. Gallen geistliche Komödien. Im gegen= wärtigen St. Galler Stadttheater, das lettes Jahr durch Umbaute in seinen Raumverhältnissen wesentlich verbessert worden ist, sind sich innert des ersten halben Jahrhunderts 31 Direktoren gefolgt. "Weniger wäre mehr gewesen." Gegenwärtiger Leiter ber Bühne, deren Orchester eine Verstärkung auf 24 Mann erfahren hat, ist Paul v. Bongardt. Von den bis zum jetigen Zeitpunkt der Winter= saison dem Publikum gebotenen Novitäten sind zu nennen Otto Erlers "Zar Peter", Sudermanns "Stein unter Steinen" und M. Dreyers "Hochzeitfacel".

Luzerner Tagesfragen. Ein plaftisches Kunstwerk eigenster Art schmückt seit 1904 den Luzerner Quai. Schon die Heimatschutblätter haben auf den herrlichen Brunnen hingewiesen, der keinem der un= gezählten Fremden entgehen kann, die auf dem weltberühmten Seeweg längs des Hotel National spazieren. Ein Kind= lein mit schönem Phantasiehut angetan, im Besit sogar einer Botanisierbüchse, aus der liebliche Blümlein herausgucken, turnt auf einem Sandsteinfaß; nedisch dreht es den Nicelhahn und lächelnd sieht es den Wasserstrahl in die graziös=unmögliche Form des Brunnenbedens fließen. Leider verschweigt der Vater dieses Werkes seinen Namen und so weht nur mit mächtigem Flügelschlage der genius loci aus der Fontane . . . Wie lange noch? fragen wir ängstlich.

Bielleicht wird diese lächerliche Spielseugplastik vom großen Juge der Bellevuesarchitektur weggewischt! Bekanntlich hat ein Basler Hotelier der Stadt Luzern den Wert des Bellevueareals (neben dem Nationalhotel) offenbar gemacht. Das Angebot von einer Million wurde von der plöglich für diesen "schönsten Fleck der Stadt" begeisterten Bürgerschaft aussgeschlagen. Als Ersat bietet ihr eine Interessentengruppe sehr erhebliche Summen zur künstlerischen Ausgestaltung des bisher vernachlässigten Plazes, Anlage

eines Pavillons für Konzerte usw. Wer so wenig Einblick hat in die Staats=maschine wie ich, glaubt, daß für diesen überaus wichtigen Bauaustrag ein Wett=bewerb ausgeschrieben wird, er glaubt vielleicht gar, daß die städtische Presse zu solchen Fragen ästhetischer Natur Stellung nimmt. Bis jest bleibt's beim Glauben und beim Kunstbrunnen auf dem Quai.

Marau. Man schreibt uns aus Aarau: "Die Bemerkungen Ihres O. H.=Mitarbei= ters über die Bersammlung, in welcher das Projekt eines Theater=Neubaues in Aarau besprochen murde, bedürfen der Berich= tigung. Es ist nicht richtig, daß in jener Bersammlung ber gegenwärtige Zeitpunkt zur Realisierung des Projektes als un= gunftig bezeichnet murde. Bon keiner ein= zigen Seite ift eine folche Bemerkung ge= fallen, dagegen wurde von allen Rednern die Initiative zur Lösung der Frage warm begrüßt. Ganz falsch ist es auch, daß als Beitrag zu den auf 300,000 Franken veranschlagten Kosten eine staatliche Subvention von 100,000 Franken in Aussicht genommen wurde. Niemand hätte sich einer solchen Illusion hingegeben und von einem Staatsbeitrag wurde überhaupt nicht gesprochen. Das Referat an jener Bersammlung hielt Sr. Dr. M. Widmann, Präsident der Literarischen Gesellschaft Aarau, und es ist sein Vortrag seither als Broschüre im Druck erschienen. Ein Finanzund ein Bau-Ausschuß sind nun an der Arbeit und in wenigen Wochen wird eine zweite Versammlung endgültige Beschlüsse fassen."

Soweit die betreffende Zuschrift. Aus eigener Kenntnis der Verhältnisse möchten wir hinzusügen, daß der gegenwärtige Zusstand ein der Hauptstadt des Kantons Aargau unwürdiger ist. Wo so erfreulich viele geistige Interessen vorhanden sind, wie gerade in Aarau, da sollte es doch im Interesse der Allgemeinheit möglich sein, ein den allernotwendigsten Bedürfenissen entsprechendes Theater zu erstellen und zu erhalten. Der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein.

Das Zürcher Künftlerhaus hat im Laufe dieses Jahres nicht viele Aus= stellungen beherbergt, die in ihrer Gesamt= heit und in ihren Einzelheiten ein so interessantes, eigenartiges Geprage getragen haben wie die gegenwärtige, die mit 8. Dezember ihren Abschluß findet. Vier welsche Künftler haben sich hier zu= sammengetan und bestreiten allein für sich diese Serie. Bon diesen Künstlern ift dem größern Bublitum nur ber eine ein ge= läufiger oder doch bekannt klingender Name: Ernest Bieler, der Waadtländer, der schon seit geraumer Zeit Savieze im Wallis zu seinem Wohnsitz gemacht hat, angezogen von der farbigen Originalität der Gegend und ihrer Bewohner. Walliser Bauerntypen, Hantierungen des täglichen Lebens, festliche Gebräuche, dazu die um= gebende Natur: das bildet den Inhalt von Biélers heutiger Malerei. Und diese Malerei hat gegenüber früher einen be= deutenden stilistischen Wandel durchge= macht. Inmitten all dieser harten, edigen, scharffaltigen Charakterköpfe ist Biélers Malerei selbst auch auf die Bahn scharfer Charafteristif und alles Verzichts auf das elegant Gefällige gekommen. überall herrscht nun das Bestreben, die Objekte auf möglichst einfache Linien und auf flare Flächenwirkung zurückzuführen, das Zeichnerische nicht im Sinne der Model= lierung, sondern des Linearen zu betonen und auch die Farbe möglichst einfach und primar, möglichst unraffiniert und natür= lich sprechen zu lassen. Eine gesunde Berbigkeit ist dadurch in seinen Stil gekommen, die sich mit dem Inhalt des Dargestellten ungezwungen verbindet. Ob dieser Stil nicht da und dort etwas gar zu schematisch, vielleicht sogar zur Manier zu werden droht, ließe sich in guten Treuen fragen; sicher ist aber, daß die besten Spezimina dieser Kunst einer einheitlichen Konzeption von Zeichnung und Farbe ent= stammen, somit fünstlerisch gewachsen sind. 3wei vortreffliche Stücke, ein männliches Porträt, bei dem ein Stück blaue Blouse vorzüglich dekorativ ausgenütt ist, und ein im Freien stridendes Mädchen, eins der umfangreichsten unter den ausgestellten

Bildern und zugleich zeichnerisch und koloristisch aufs beste diesen Stil Bielers repräsentierend, gelangen in die zürcherische Kunstsammlung.

Die drei andern Aussteller: Angft, Dunand, Gallet, die zwei ersten Genfer, der dritte aus La Chaux-de-Fonds, nennen Paris ihre Künstlerheimat. Alle drei sind Plastiker und zwar von bedeuten= dem Können und entschiedener Eigenart. Angst hat eine entzückende Spezialität: die Darstellung des Kindes im zartesten Alter. In Marmor und Bronze exzelliert er als Kinderbildner. Erst jüngst hat eins seiner Werke "Der Frühling", der durch ein lustiges prächtig frisches Knäb= lein symbolisiert ift, den Weg ins Genser Museum gefunden. Ein Gipsabguß dieser Arbeit steht in unsrer Ausstellung. Das Kapitalwerk Angsts aber ist ein auf seinem Bettchen sich wohlig dehnendes Kindlein, eine Marmorstulptur von einer Liebens= würdigkeit der Auffassung und einer zarten Schönheit und wundervollen Naturwahr= heit der Ausführung, daß jedermann bewundernd vor dieser Arbeit Salt macht. Eine Serie trefflicher Zeichnungen Angsts drehen sich hauptsächlich um das Kind und zeigen, wie sich der Künstler Ausdruck und Formen diefer fleinen, sugen Befen gu eigen gemacht hat. Ausgezeichnet ist dann auch eine Holzskulptur Angsts: das charaktervolle Porträt seines Vaters. Die eidg. Kunstkommission hat sie jüngst an der Genfer Ausstellung erworben. Das Talent Angsts zur angewandten Kunst — Entwerfen und Ausführen von Möbeln wird durch einige Photographien nach Erzeugnissen auf diesem Gebiete belegt.

Von Dunand sind drei Stulpturen da: die reizend lebendige Bronzestatuette eines Knaben mit Schmetterling, die groß und streng gesaßte und durchgebildete Bronzebüste eines athletisch gebauten jungen Mannes und der Gipsabguß einer von frischester Natürlichkeit überhauchten Büste einer ländlichen Schönen mit entsblößter blühender Brust; das Original, seinerzeit in Lausanne ausgestellt, ist ins dortige Museum gelangt. Dann aber ist

Dunand ein hervorragender tunstgewerblicher Schöpfer: eine Anzahl Basen und Gefäße aus Metall vor allem, in getriebener Arbeit, zum Teil kostbar und geschmackvoll dekoriert und aufs feinste ziseliert, fesseln die Ausmerksamkeit jedes Kunstfreundes. Man sieht sich einem vollendeten Meister in seinem Material gegenüber. Es handelt sich um lauter pièces uniques, um Schöpfungen der erfinderisch formenden Künstlerhand und vollendeter technischer Behandlung.

Auch Gallet ist ein vielseitiger Künstler. Wir sehen einige stimmungs= volle Landschaftsimpressionen von ihm; Photographien eines Chalets zeigen ihn als der Architektur und der Innenkunst sich gelegentlich liebevoll widmend; auch kunstgewerbliche Sachen in Metall sind da: vor allem ist es aber doch der eigentliche Stulptor, der uns fesselt. Am Schweizer Salon in Lausanne erzellierte er seiner= zeit mit ein paar feinen Tierbronzen. Auch in Zürich sieht man u. a. einen prächtigen stolzschreitenden Sahn und ein junges Rind von lebensvollster Faktur. Dann zeigt er sich als Meister der Steinskulptur: in einem Grabdenkmal, einem lebensgroßen lungen Mädchen, das einen Kranz am Fuß des Grabsteins niederlegt; in der Büste der Mutter des Künstlers, einem aus tiefster Empfindung gebornen Werke, und in der ausdrucksvollen Gruppe der Mutter mit dem Kinde. Überall bewundern wir die breite, sichere, großzügige Behand= lung, das volle Verständnis für das Material. Auch die Büste seines Vaters hat Gallet gebildet und zwar für den Bronzeguß; sein eindringendes Charakterisierungstalent wird auch hier sichtbar. Unvergeflich in ihrer schlichten Bescheidenbeit und Seelengüte wird vor allem die Büste der Mutter allen Besuchern der ldönen Ausstellung bleiben.

Runst in Basel. Die bisherigen Ausstellungen in der Basler Kunsthalle sind reicher an Quantität denn an Qualität. Damit soll nicht gesagt sein, daß nur negatives in den rasch sich folgenden Serien zur Gestung kommt. Glücklichers

weise ist das nicht der Fall, denn sonst würde die Turnusausstellung, die schon am 3. November wieder geschlossen wurde. in null und nichts zerfallen. Aus der über= fülle von Bildern schaute ein hilfloses Tasten mit einem starken Ton selbst= bewußter Kunst. Aber es war dies nur eine Kunft des Nachlebens, Nachem= pfindens, das Eigene verschwand unter dem Fremden. Der hauch eines Großen hatte die Jünger berührt, aber sie hatten nicht die Kraft, ihre eigene Individualität — wenn sie über eine solche verfügten durchdringen zu lassen . . . Nur wenige waren da, die frei standen, bei denen starke persönliche Momente vorhanden waren. Karl Theodor Mener hat den Sieg davon getragen. Seine Werke sind Poesie, stille Dichtung, die gang mit der Natur im Einklang steht. Alles ist da tief= innerstes Empfinden, feine Phrase, alles ist Kraft in seiner ausgesprochenen Einfachheit. Ein Lied des Dankes an die Natur, ein Lied der Liebe, das an einem stillen Abend über das Wasser zieht. Und in der Seele des Künstlers steigt es auf und wird zur Schöpfung . . . Auch in der Andacht, die über der Mondscheinnacht auf der "Berninapaghöhe" Wilhelm Leh= manns liegt, ist etwas Heiliges, ein Zauber, den einsame Nächte in des Künstlers Seele gelegt haben muffen. Die Linien, die seine Farben ziehen, reden von der Wahrheit seiner Kunft. Und ebenso frei wie die beiden steht Burkard Mangold da, mit beiden Beinen auf eigenem Boden. Die Technik ist nicht einwandfrei ("Mainlandschaft") aber sein Können kann diese Einwände ertragen. Und wenn ich noch Namen nennen soll, so denke ich an Brägger und Delachaux, anden Tier= maler Ernst Thomann, der etwas Fer= tiges an sich hat, der trot gewisser Freiheiten den Zug nach Einheit nicht ver= liert. Auch der Luzerner Hodel ist ein Rünstler, prätentiös vielleicht, aber fest. Und Elminger malt die Welt, da wo sie sich in Farben spiegelt und dort faßt er sie mit der Überzeugungstreue eines fröhlichen Optimisten auf. M. R. K.